

Interreligiöser Dialog – Begegnungen auf Augenhöhe gestalten - oder: Wie glauben im Angesicht der Anderen?

von Andreas Goetze (2017)

Kontakt: goetze@zentrum-oekumene.de

Im multikulturellen und multireligiösen Europa des 21. Jahrhunderts stellt sich nicht mehr die Frage, ob Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Prägungen zusammenleben wollen. Vielmehr leben sie neben- und miteinander, so dass sich aus konkreten Lebenserfahrungen deutlich und dringend die Fragen nach der Gestaltung eines „gelebten Dialogs“ stellen. Dabei ist das Verhältnis des christlichen Glaubens zu den anderen Religionen zu bestimmen und zu klären. Interreligiöse und interkulturelle Kompetenzen sind von diesen gesellschaftlichen Entwicklungen her gesehen Schlüsselqualifikationen, um auf die tiefgreifenden Veränderungen in Europa eingehen zu können.

Vielfalt heißt dabei nicht unbedingt Harmonie. Unterschiedliche Kulturen bedeuten auch Spannungen und Reibungen. Im unmittelbaren Kontakt mit Menschen anderer kultureller und religiöser Prägung wird daher auch die Angst und Unsicherheit wahrgenommen werden müssen - aber dies muss keinen Kontaktabbruch oder Verweigerung von Kontakten zur Folge haben. Es ist also die Frage, wie das Befinden und die Unsicherheit in den Begegnungen überwunden werden können. Solche Irritationen können zum Anlass genommen werden, genauer hinzuhören, differenziert nachzufragen und sich in den anderen hineinzusetzen, um eine andere Logik als die eigene verstehen zu lernen.

Das gilt auch in Bezug auf die mir fremden Religionen: Wir nehmen uns in Vielfalt wahr: Es ist notwendig, sich mit denen, die anders sind und anders glauben, in Beziehung zu setzen. In einer globalisierten Welt ist es auch für Menschen, die sich als nicht-religiös verstehen, wichtig, in religiösen Fragestellungen sprachfähig zu sein. Ohne die religiöse Dimension bleiben fremde Kulturen unverständlich. In einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft wird die Verständigung untereinander erschwert, wenn man kein Gespür für die religiösen Wurzeln anderer Menschen aufbringt.

Biblich - theologische Perspektiven zum Verständnis des Anderen

Ein Menschenbild aus christlicher Perspektive erkennt, dass jeder Mensch von Gott zu seinem Ebenbild geschaffen und bestimmt ist. Dies bietet eine feste Grundlage für den Respekt und die Achtung gegenüber jedem einzelnen Menschen. Jegliche Diskriminierung und Ungleichbehandlung aufgrund von Herkunft oder Religion sind damit ausgeschlossen (Gen. 1,26f). Das Liebesgebot der Hebräischen Bibel (Lev. 19,18) und des Neuen Testaments (Mk. 12, 28-34) erinnert daran, dass Gott selbst sich um den Fremden kümmert und dem Volk Gottes aufträgt, ihm in Liebe zu begegnen (Ex. 22,20ff; Drn. 10,18f; Hes. 47,21ff; Lk. 10,25-37 u. a.): „Wenn sich ein Fremdling bei euch im Land aufhält, dürft ihr ihn nicht bedrücken“. Wie ein Einheimischer aus eurer Mitte gelte euch auch der Fremdling, der sich bei euch aufhält. Du sollst ihn lieben, denn auch ihr seid Fremdlinge gewesen“ (Lev. 19,33-34). Seinen lebendigen Ausdruck findet dieses Gebot darin, dass „du in deiner Mitte niemanden unterdrückst und nicht mit Fingern zeigst und nicht übel redest, sondern den Notleidenden dein Herz finden lässt“. So beschreibt der Prophet Jesaja den rechten Gottesdienst (Jes. 58,9f).

Diese Aufforderung, den Fremden als Menschen neben mir in den Blick zu nehmen, ist keineswegs als eine Angelegenheit der Moral oder gar als eine Frage politischer Opportunität zu verstehen. Vielmehr offenbart sich darin die Entscheidung, die Urerfahrung der Menschen in der Begegnung mit Gott wachzuhalten, von Gott Empfangenes weiterzugeben. Hier wird auf die Erinnerung vertraut - und auf die Erfahrung, dass ein Sehen mit den Augen des Anderen, der mir fremd ist, dass ein solcher Blickwechsel nicht nur hellseherisch, sondern menschlich macht.

Durch Jesus Christus ist diese Verantwortung über Israel hinaus auf alle Christinnen und Christen gelegt. Jesus selbst lebte und lehrte behutsam und einladend und ließ sich auch auf intensive Dialoge mit Ungläubigen und Skeptikern ein. Von einem heidnischen Hauptmann konnte er sogar staunend sagen, er hätte solchen Glauben in Israel bei keinem gefunden (Mt. 8,10), ohne dass dabei ein Mensch gezeigt würde, der sich gerade von seinen überkommenen Überzeugungen trennte. Auch übt der Evangelist Matthäus keine grundsätzliche Kritik an den astrologischen Überzeugungen der weisen Astronomen aus dem Osten (Mt. 2,1-12). Er stellt sie vielmehr in den Dienst des universellen Geltungsanspruchs der Gottesbotschaft, wie sie in Jesus Christus erschienen ist. Diese Hinweise zeigen die Richtung an, an der sich eine christlich verantwortete Jugendarbeit in einer multikulturellen und multireligiösen Situation orientieren kann.

Trinitarische Grundlegung

Interreligiöse Kompetenz ist dabei nicht nur gesellschaftlich gefordert, sie gehört zu den Kernkompetenzen des christlichen Glaubens auf der Grundlage des Bekenntnisses zu dem dreieinigen Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist. Dazu eine theologische Erinnerung: Es geht bei der „Dreieinigkeit Gottes“ nicht um den Glauben an drei Götter oder an drei Personen als Vater, Sohn und Heiliger Geist, sondern es geht um den einen (!) Gott, dem wir auf dreifache Weise „ansichtig“ werden. „Personare“ ist lateinisch und bedeutet „durchtönen“, d. h. es geht um das, was durchklingt: Dreifach macht sich Gott erkennbar, dreifach wendet sich Gott uns Menschen zu, dreifach klingt Gottes frohe Botschaft an, und so wird nach und nach von Gottes unerschöpflicher Fülle und seinem Geheimnis erzählt. Gott kommt aus christlicher Perspektive auf diese dreifache Weise den Menschen nahe und offenbart sich. In dieser Vielgestaltigkeit bleibt Gott sich selbst treu.

Trinität in diesem Sinne beschreibt die „gesellige Gottheit“ (Kurt Marti). Es geht um Beziehung, Berührung, um Beziehungsvielfalt, um Zuwendung zum Kosmos, zum Menschen. Damit ist nicht an die „Trinitätslehre“ zu glauben, sondern die Rede von der „Dreieinigkeit Gottes“ möchte uns gewinnen, dass wir möglichst genau von dem einen (!) Gott reden. In diesem Sinn ist die „Trinitätslehre“ die „Grammatik des Glaubens“ (Eilert Herms). Sie hat eine regulative Funktion. Es müssen aus christlicher Perspektive (mindestens) drei Identität stiftende Geschichten erzählt und in einer Geschichte verbunden werden (Christoph Schwöbel). Und alle drei Geschichten sind wechselseitig so zu erzählen und zu interpretieren, dass sie zusammen Gottes Sein ausmachen, dessen Wesen die Liebe ist. Die Zusammenschau ist entscheidend. Vater – Sohn – Geistkraft (Heiliger Geist): Gottes schöpferisches und sein heilendes, versöhnendes Handeln gehören zusammen.

1. In Jesus Christus hat sich Gott nach christlicher Überzeugung mit seiner Liebe und Gnade den Menschen in einmaliger Weise zugewandt. Im Glauben an Jesus Christus wird erfahrbar, dass Gottes Liebe eine grenzenlose Liebe ist, die allen Menschen gilt. Diese Liebe sucht den anderen und will nicht bei sich selbst bleiben. Christinnen und Christen sind herausgefordert, diesen Geist der Liebe Christi in die Welt zu tragen und den Menschen nahe zu bringen und auf diese Weise Christus in Wort und Tat zu bezeugen (2. Kor. 5,14-21).

2. Wenn es nur einen Gott gibt, der „Himmel und Erde geschaffen hat“, dann sind alle Lebensäußerungen in diesem Kosmos von diesem einen Gott (Apg. 17,27f). Gott handelt durch seinen Heiligen Geist auf vielfältige Weise in dieser Welt. Im Bewusstsein, dass Weisen und Formen von Religion (auch das Christentum ist Religion!) Gottes liebevollem und gnädigem Handeln im Wege stehen können, sind die Religionen dennoch Teil des Welthandelns Gottes (vgl. Ratschow 1979). Christinnen und Christen sind herausgefordert, die Gegenwart Gottes in diesen vielfältigen Bezügen zu entdecken und sich auf die Dynamik des geschichtlich handelnden Gottes einzulassen (2. Kor. 3,17).

3. Die Begegnung und der Dialog mit anderen werden damit wesentlich für Theologie und Kirche und für die eigene spirituelle und theologische Existenz, weil sich die Fülle der Wahrheit prozesshaft entfaltet (1. Kor. 13,10-13). Toleranz bedeutet theologisch verstanden in diesem Zusammenhang nicht nur einfach milde Duldung oder grenzenloses Gelten-Lassen, sondern das äußerst anspruchsvolle grundlegende „Verwiesen-Sein auf andere“, auch auf die anderen Religionen (vgl. Margull 1992).

Unterwegs an Orten des Gebets – Beispiel einer interreligiösen Entdeckungsreise

Die Berliner Reihe „Unterwegs an Orten des Gebets“ hat eine interreligiös zusammengesetzte Vorbereitungsgruppe (je zwei jüdisch, christlich, muslimisch) und wurde im Jahr 2013 zum ersten Mal angeboten. Ausgangspunkt war die Fragestellung: Was wissen wir eigentlich wirklich vom Anderen, der anders glaubt? Und die Erkenntnis: Oft bestimmen mediale Bilder die eigene Sicht. Wo gibt es Gelegenheiten, den anderen kennen zu lernen? Wie vielfältig ist eigentlich der Glaube der Juden, der Muslime? Wie können wir als Christen unseren Glauben im Dialog zum Ausdruck bringen, ohne das Eigene weder zu verschweigen noch überheblich zu präsentieren?

Es sollte eine Reihe entwickelt werden, in der sich Menschen verschiedener Religionsgemeinschaften auf Augenhöhe begegnen und miteinander ins Gespräch kommen können. Die drei Abende der Reihe „Unterwegs an Orten des Gebets“ haben immer einen ähnlichen Ablauf. 14-täglich kommen die Teilnehmenden an drei wechselnden Orten (Synagoge, Kirche, Moschee) von jeweils 19-21 Uhr zusammen. Nach dem Willkommen in der jeweiligen gastgebenden Gemeinde gibt es einen Impuls von der gastgebenden Religionsgemeinschaft, die ins Thema einführt mit ihren spirituellen und theologischen Schätzen. Dann gibt es jeweils einen Kommentar aus der Sicht der beiden anderen Religionsgemeinschaften. Ein Austausch in kleinen, religionsgemischten Gruppen mit einem Abendimbiss schließt sich an. Eine Abschlussrunde mit einem Abendsegen oder einem Abendgebet der gastgebenden Religionsgemeinschaft beschließt den Abend. Die gemeinsame Vorbereitung hat das Vertrauen zueinander wachsen lassen. Offenheit und Humor prägen das Miteinander – und das überträgt sich auf die Teilnehmenden der Abende.

Den „Dritten Raum“ gestalten

Bei diesem Zusammensein entdecken die Teilnehmenden immer wieder, dass Vielfalt eine Bereicherung ist. Grundlage zum Gespräch mit den Anderen, die anders glauben, ist eine tiefgreifende Anerkennung, die mit Respekt und Wertschätzung einhergeht. Nur wenn ich verstehe, was der andere glaubt, und nur wenn ich zugleich auch selbst erzählen kann, was mir in meinem Glauben wichtig ist, kann Dialog gelingen. Und so erzählen Teilnehmende, wie sie im Dialog mit den Anderen bereichert wurden und ihre eigene Religion besser begreifen lernten. Auch Konfessionslose spüren die spirituellen Schätze und beteiligen sich interessiert am Gespräch.

Es ist wichtig, in einer demokratischen Gesellschaft Räume der Begegnung zu schaffen, in denen miteinander in einem geschützten Raum offen gesprochen werden kann. Kennenlernen, wahrnehmen, auch kritische Fragen stellen gehören dazu. Gerade weil es die Instrumentalisierung von Religion und Weltanschauung für eigene und politische Zwecke gibt, gerade weil fundamentalistische Tendenzen spürbar sind und Religionen und Weltanschauungen sich über andere abwertend erheben, ist der Dialog so wichtig.

Einige Aspekte zum Verständnis des Dialogs

Das griechische Wort „dialogos“ lässt sich mit „Unterredung“ und „Gespräch“ gut wiedergeben. Die Begegnung mit dem anderen steht im Mittelpunkt: „dialogos“ bezeichnet ein kommunikatives Geschehen, das sich in der Begegnung zwischen Menschen ereignet. Damit wird schon deutlich, dass das griechische Verb „dialogomai“ („überdenken“, „erwägen“, „im Nachdenken bewegen“) einen Prozess beschreibt, in dem sich etwas klärt, in dem sich auch Auffassungen und Einstellungen verändern können (vgl. Goetze 2016). Einen Dialog im Vollsinn des Wortes gibt es nur, wenn sich Menschen wirklich aufeinander einlassen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich einige mir wesentliche Aspekte des Dialogs aufgreifen:

- 1. Dialog lebt von Begegnungen.** Wer etwas über den interreligiösen Dialog erfahren möchte, kann dies nur so tun, dass er/sie im Dialog selbst Erfahrungen macht – d. h. sich selbst in den Dialog begibt, die Begegnung mit anderen Menschen anderer Religionszugehörigkeit sucht. So verstehe ich Dialog nicht nur als Gespräch, sondern als Begegnung von Menschen, bei der diese sich wirklich aufeinander einlassen. Regionale Basisinitiativen ermöglichen es, im Austausch vor Ort voneinander zu lernen, gute Nachbarschaft zu gestalten und Freundschaft zu fördern.

Theologische Gespräche auf den unterschiedlichen Ebenen (in der Gemeinde bis zu kirchenleitenden Kreisen) helfen, den jeweiligen geistlichen Grundlagen des Glaubens auf die Spur zu kommen.

2. **Dialog lebt von Orientierung.** Ein Dialog der Religionen macht nur Sinn, wenn ich als Christ/als Christin die Grundlagen meines eigenen Glaubens kenne und selbst meines Glaubens gewiss bin. Dazu gehört für das protestantische Erbe die Verbindung von Glauben und Denken, von spiritueller Lebenshaltung und einer historisch-kritischen Perspektive auf die eigene Tradition, die auch Selbstkritik mit einschließt. Im Dialog – und das ist die Erfahrung vieler – werde ich meines eigenen Glaubens gewiss, lerne die eigene Tradition wertzuschätzen und gewinne die Chance, meine eigene religiöse Identität weiterzuentwickeln. Ich brauche ein Verständnis und eine Kenntnis der Grundlagen, der Geschichte und Überlieferungen der jeweils anderen Religion, wenn ich mit Menschen anderer Religionsgemeinschaften ins Gespräch kommen möchte. Ich weiß, dass ich dabei ein Lernender bleibe. Ich führe den Dialog nicht, um mich mit dem/der anderen zu einigen, sondern um zu lernen, Differenzen zu respektieren.
3. **Dialog lebt vom Vertrauen.** Beziehungen haben mit Vertrauen zu tun. Und Vertrauen wächst langsam, in Begegnungen von Angesicht zu Angesicht. Der Glaube ist dabei ein gutes Fundament: Die Würde des Menschen ist eine Gabe Gottes. Indem wir diese Würde achten, achten wir Gott. Mir ist bewusst: Der Dialog der Religionen ist vielfach belastet. Auf zahlreichen Ebenen gibt es gravierende Defizite, Fremdheit, Nichtwissen, einseitige und fehlerhafte Informationen und geschichtliche Belastungen (wie z. B. Kreuzzüge und Kolonialismus aus der Sicht von Islam und Hinduismus, Eroberungswellen des Islams aus Sicht des Judentums und Christentums, Antisemitismus aus Sicht des Judentums), die noch nach Jahrhunderten bis heute nachwirken. Aktuelle soziale und politische Konflikte können Dialogbemühungen erschweren. Und Religion kann selbst als Werkzeug missbraucht und Vorwand der Polarisierung und Spaltung werden. Ich spüre: In einer Atmosphäre der Angst und des Misstrauens ist es schwierig, Beziehungen aufzubauen. Die wichtigste Aufgabe des Dialogs ist aus meiner Erfahrung das Vorbereiten der Vertrauensebene. Ich möchte das „Wieder-Vertrauen-Können“ vorbereiten.
4. **Dialog lebt von religiöser Praxis.** Konkrete Begegnungen brauchen auch Raum für Formen gelebten Glaubens. Über Religion darf nicht nur geredet werden, Religion sollte auch praktizierend wahrgenommen werden. Nur so entdecke ich die Spiritualität des/der anderen, erlebe seine/ihre Glaubenshaltung, spüre, was ihn oder sie im Tiefsten beseelt. Durch Anschauung wird es mir möglich, reflektiert und kompetent mit den mir möglicherweise fremden Formen und Wahrnehmungen umzugehen. Das bedeutet zugleich, dass ich selbst kompetent meine eigene Religion vertreten und Zeugnis darüber geben kann, was mir das Evangelium von Jesus Christus bedeutet.
5. **Dialog lebt aus einer spirituellen Haltung.** Gott ist größer als ich ihn zu glauben und zu denken vermag. Gott lässt sich durch keine Begriffe und Bilder festlegen. Wenn ich ehrlich mir gegenüber bin, merke ich bald, wie wenig ich eigentlich weiß – und ich werde bescheidender, demütiger in meinen Äußerungen; offener gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes und damit offener, dem/der Anderen zu begegnen. In der (Wieder-) Entdeckung dieser spirituellen Dimension liegt für mich eine große Verheißung. Der Glaube selbst ist für mich eine Einladung zu einer Pilgerbewegung spirituell Suchender. Ich bin noch nicht zu Hause, ich bin auf dem Weg. Im interreligiösen Dialog hilft mir diese spirituelle Haltung nicht nur, dass ich die jeweils andere Religion verstehen lerne. Ich gewinne möglicherweise auch Zugang zu Elementen meiner eigenen religiösen Tradition und Überlieferung, die mir bis dahin nicht bedeutend für meinen Glauben erschienen. Ich werde positiv herausgefordert, meine Grundlagen neu anzuschauen (vgl. Herpich/ Goetze 2014).

Mir ist bewusst und es ist ehrlich zu sagen: Wenn ich mich dem anderen mit dem öffne, was mir existentiell wichtig ist, dann mache ich mich verletzlich. Das ist nicht frei von Risiko, weil ich dabei mit anderen Einstellungen zusammenstoße und ich nicht weiß, wohin mich solch ein Dialog führt, wie er mich verändert, berührt. Der Dialog mit anderen kann mich auch radikal verunsichern, die eigene Person und den Glauben in Frage stellen. Lasse ich mich auf den/die Andere/n in der Begegnung ein, mag es mich verändern. Das ist für mich die spirituelle Herausforderung (vgl. Goetze 2016): sich ganz in den/die Andere/n hineinversetzen zu suchen und aus meinem eigenen Glauben heraus zu leben – ausgehend von dem durch seinen Geist immer wieder neu erfahrbaren Gott, der Raum schafft, seine Gegenwart auch in der zufälligen Begegnung mit dem/der anderen erkennen zu können.

Wahrheit und Toleranz

Dabei gehe ich selbstverständlich von meiner eigenen Tradition und meinem Glauben aus (vgl. Herpich/Goetze 2014): Die Besonderheit des christlichen Glaubens liegt in der Bindung an Wort, Werk und Person Jesu Christi. Jesus, der Christus bzw. der Messias hat Christinnen und Christen aus der nichtjüdischen Völkerwelt unlösbar mit Gottes erwähltem Volk Israel verbunden, „auf dass er Frieden stiftete zwischen denen, die Gott ferne waren, und denen, die Gott nahe waren“ (Eph. 2,17). So bekommt die Völkerwelt Zugang zum Gott Israels, der kein anderer ist als der Vater Jesu Christi. So hineingenommen in die Liebe Gottes gebe ich Zeugnis von meinem Glauben. Das Wesen der Liebe ist entsprechend das Kriterium, mit dem/der Anderen im Gespräch nach der Wahrheit zu suchen. Dies aber nicht kritik- und grenzenlos, denn diese Zugewandtheit zum Menschen, zum Menschlichen führt zum Gedanken, im Namen der Toleranz die Intoleranz nicht zu dulden.

Eine Haltung im Dialog, die ihre spirituelle Kraft aus dem Geheimnis des Kreuzes bezieht, wird sich der eigenen Erlösungsbedürftigkeit ebenso bewusst wie der eigenen erkenntnistheoretischen Begrenztheit. Darin liegt für mich die eigentliche spirituelle Herausforderung: sich ganz in den anderen hineinzusetzen zu suchen und zugleich ganz bei sich selbst zu bleiben und dabei Gottes Gegenwart in der konkreten Begegnung zu erkennen suchen (vgl. Goetze, 2016).

Eine spirituelle Haltung im Dialog „pilgert“ zwischen den beiden Polen „unbedingte Geltung des Eigenen“ und „unbedingte Achtung gegenüber dem Anderen“ (vgl. Härle 2002). Der Dialog ist zum einen geprägt von der unbedingten Geltung des Eigenen; von dem, was mich beseelt und trägt, mir Hoffnung und Lebenssinn gibt. Um der Glaubwürdigkeit meiner eigenen Überzeugung möchte ich meinen Glauben als Wahrheit bezeugen, denn der Glaube, der mir Lebenskraft ist, ist nicht beliebig (vgl. Goetze 2008). Zum anderen von der unbedingten Achtung gegenüber dem/der Anderen, der/die anders glaubt, hofft, sein/ihr Leben gestaltet – zusammen in der Verantwortung vor Gott und den Menschen. In diesem Sinn ist der interreligiöse Dialog eine Schule des Geistes, der Achtsamkeit, des Respekts, des Wissens, der Einsicht und der Weisheit.

In der Begegnung mit anderen, die anders glauben, achte ich dementsprechend auf zwei Aspekte, die für mich untrennbar zusammengehören. Zum einen bin ich herausgefordert, mich über meinen eigenen Glauben stärker zu informieren, eigene Kenntnisse zu gewinnen und meine eigene Lebens- und Glaubenspraxis so zu entwickeln, dass sich mir diese Wahrheit immer wieder erschließt. Das kommt dem Glauben zugute. Zum anderen bin ich herausgefordert, mehr über Kultur, Religion und Alltagsleben der anderen zu wissen. Das kommt der Menschlichkeit zugute. Aber Wissen allein genügt nicht. Verstehen ist mehr als Wissen.

Auf diese Weise von seinem Glauben in der Begegnung Zeugnis zu geben, bedeutet also nicht, auf die eigene Überzeugung von Wahrheit zu verzichten (vgl. Goetze 2008). Es bedeutet auch nicht, dass mir in einer Art „milder Zulassung“ alle Glaubensstandpunkte gleich gültig wären. Es ist eine spirituelle Aufgabe, die Unterschiede, die ich wahrnehme, nicht nur ertragen zu lernen, sondern mit Respekt und zugewandter Achtung dem anderen gegenüber durchaus (selbst-) kritisch anzunehmen – im Bewusstsein um die „Würde der Differenz“.

Als Glaubender lebe ich aus der Haltung des Gebets, die sich vertrauensvoll in Gott birgt und in ihm gründet. Das Gebet ist der Ort, an dem Wissen und Gewissheit zusammenfinden. Das „Verwiesen-Sein auf Andere“ wird im Gebet existentiell erlebt und vollzogen: Ich bin – im Angesicht Gottes: angenommen, menschenfreundlich angesehen. In dieser Weise gerechtfertigt, muss ich mich nicht selbst rechtfertigen. Ich „habe“ die Wahrheit nicht, sie ist kein Besitz (vgl. Goetze 2008). Die Zugehörigkeit zum Christentum ist nicht gleichbedeutend mit der Zugehörigkeit zur Wahrheit (vgl. Ebeling 1979). Ich bin nicht einfach auf der „richtigen“ Seite und muss die Anderen dementsprechend „missionieren“. Nicht meine Weisheit, nicht meine religiösen Sätze und verobjektivierbaren Bekenntnisse rechtfertigen mich vor Gott, sondern die Erkenntnis, auf das Geheimnis von Gottes Gnade angewiesen zu sein – gegründet in einer Haltung, mich als Kind Gottes verstehen zu dürfen – und die Anderen auch.

Diese spirituelle Dimension des Dialogs atmet Glaubenszuversicht und den Geist der Versöhnung (vgl. Goetze/ Lager 2017). Es geht nicht an, sich feindlich oder überlegen zu geben, den Anderen (auch die andere Religion oder Konfession) zu karikieren oder als einheitlichen Block wahrzunehmen. Auch ist es in Verantwortung gegenüber dem eigenen Glauben nicht gemäß, die Unterschiede in falsch verstandener Toleranz einzuebnen. All das sind keine spirituellen Haltungen im Dialog. Der interreligiöse wie der ökumenische Dialog ist nicht einfach eine freundschaftliche Unterhaltung, auch keine Verhandlung, sondern „eine Pilgerreise und Infragestellung“ (Kardinal Jean-Louis Tauran), ein wechselseitiges Lernen. Meine Erfahrung bei interreligiösen Begegnungen war bisher eine Vertiefung des eigenen Glaubens. Wer Zäune niederreißt, verliert sich nicht, sondern weitet den Blick.

Nahziele des interreligiösen Dialogs

Ausgehend von den eben benannten Grundlagen möchte ich einige Nahziele des interreligiösen Dialogs benennen (vgl. Goetze/ Villamor-Meyer 2017):

- Ich möchte in Treue zu meinen eigenen Glaubensüberzeugungen offen miteinander ins Gespräch kommen: Denn ich lerne im Dialog nicht nur etwas über den Glauben der anderen, sondern auch über meinen eigenen Glauben. Der Dialog fordert mich heraus, nach der Ausstrahlung meines eigenen Glaubens zu fragen, nach seiner spirituellen Kraft und seinen theologischen Grundlagen. Ich bin gefragt, meinen eigenen Glauben und die eigene Frömmigkeit neu zu entdecken, deutlicher von meinem Glauben zu reden und diesen erkennbarer zu leben.
- Ich möchte Missverständnisse ausräumen, indem ich lerne, Kernüberzeugungen von Randthemen zu trennen und unnötige Engführungen und Verabsolutierungen zu vermeiden: Nur im Dialog kann ich meine eigenen Fehlwahrnehmungen der jeweils anderen Religion korrigieren – ein wesentlicher Beitrag dafür, kleine extremistische Gruppierungen nicht für die eigentlichen Vertreter der jeweiligen Religionsgemeinschaft zu halten.
- Ich möchte die Gemeinsamkeiten entdecken: Im Großraum Syrien hat sich das Christentum aus dem Judentum entwickelt und der Islam seinen Anfang genommen. Die wechselseitigen Beeinflussungen sind dementsprechend stärker als vielfach angenommen. Zahlreiche Glaubensinhalte, Fragestellungen, Werte und sogar Praktiken haben die Religionsgemeinschaften allen Unterschieden zum Trotz gemeinsam – oder sie sind sich genügend ähnlich, um zum Dialog zu drängen.

Unterscheiden, nicht trennen

„Die Begegnung der Religionen lebt in besonderem Maße von dem Einsatz einzelner Persönlichkeiten, denen die Öffnung füreinander ein Herzensanliegen ist“, schreibt Johannes Lähnemann von „Religions for peace“. Und er erzählt von Wesley Arjarjah, der viele Jahre stellvertretender Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen gewesen ist: Er war erstmals mit einem Hindu-Freund in seinem Tempel in Sri Lanka gewesen, sah die Buntheit des Tempels, hörte die Glocken und beobachtete, wie ganze Familie in Andacht vor den Götterschreinen verweilten. Und er dachte bei sich: „Wie spürt man

hier doch die Heiligkeit des Ortes. Und wie nüchtern und simpel ist doch demgegenüber der Gottesdienst meiner methodistisch-evangelischen Kirche“. Gleichwohl lud er seinen Hindu-Freund in seinen Gottesdienst ein. Sein Hindu-Freund umarmte ihn nach der Feier: Das sei ein großartiges Erlebnis gewesen, dass alle aus der Gemeinde für eine Stunde zusammenkämen, gemeinsam sägen, in Andacht zuhörten, wie ihnen das Wort Gottes ausgelegt wurde.

Eine Erfahrung, die ich auch immer wieder im ökumenischen (also in der Begegnung mit anderen Christen) wie im interreligiösen Dialog (mit Menschen anderen Glaubens) machen darf: Unser Glaube und unsere Spiritualität führen uns mit Menschen zusammen, sie lassen uns nicht in Abgrenzung und Abwehr verharren. Grundlegend hat mich der jüdisch-christliche Dialog nach Jahrhunderten unchristlicher Überheblichkeit gelehrt: Grundlage zum Gespräch mit dem Anderen, der anders glaubt, ist eine tiefgreifende Anerkennung, die mit Respekt und Wertschätzung einhergeht.

Ja, es gibt Formen von Religion und Weltanschauungen, die sich über andere erheben, sich im Besitz der absoluten Wahrheit wähnen und so letztlich dialogunfähig sind. Das gibt es innerhalb der Christenheit, wo einer dem anderen seinen Glauben abspricht. Das erlebe ich zwischen Vertretern unterschiedlicher Religionen und auch von Atheisten mir gegenüber, die Glaubende nur abwertend betrachten können.

Ja, es gibt die Instrumentalisierung von Religion und Weltanschauung für eigene und politische Zwecke und fundamentalistische Verengungen. Daher ist es auch wichtig und richtig, religiöse Fehlformen in eigener und fremder Religion aufzudecken und zu benennen. Und ja, natürlich, glaube ich anders als meine jüdischen und muslimischen Freunde und manchmal auch als meine Glaubensgeschwister aus Afrika oder auch diejenigen neben mir im Jugendkeller. Eine christlich motivierte Jugendarbeit lebt aus einer offenen und einladenden, aber nicht vereinnahmenden Haltung. Wenn ich mit anderen gemeinsam auf Spurensuche zu gehe, kann ich Unterschiede stehen lassen, verschiedene Perspektiven aufnehmen, mir Fremdes erst einmal aushalten. Oder wie es der Großmufti von Marseille Soheib Bensheikh ausdrückte: „Wer sich der Tür zu Gott nähert, sollte sie weit aufstoßen und nicht sofort wieder verschließen“.

Auswahl weiterführender und in diesen Beitrag eingeflossener Literatur

Gerhard Ebeling, Das Christentum inmitten der anderen Religionen, in: ders., Dogmatik des christlichen Glaubens, Bd. 1, Tübingen 1979, S. 124-139

Andreas Goetze, Jenseits von Absolutheitsdenken und Beliebigkeit. Perspektiven einer „spirituellen Toleranz“, inklusiv Materialteil mit Texten aus jüdischer, christlicher und muslimischer Perspektive, Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW), Texte 242, Berlin 2016

Andreas Goetze, Was verstehen wir unter Wahrheit? Vom aramäischen und hellenistischen Denken, in: Aufschlüsse. Zeitschrift für spirituelle Impulse 31/ Dezember 2008, S. 27-33

Andreas Goetze/ Juanita Villamor-Meyer (Hg. im Auftrag des Berliner Forums der Religionen), Interreligiöser Stadtplan, Berlin 2017 (online-Fassung unter www.interreligioeser-stadtplan.de)

Andreas Goetze/ Sven Lager, Darf ich von meinem Glauben reden? Ein Gespräch über Gottes Mission und unsere Mitarbeit. Ein Gespräch, in: Zeigen, was ich liebe. Mit Muslimen über den christlichen Glauben sprechen“, hg. von VEM, AMD und EKD-Zentrum für Mission in der Region, Berlin/ Wuppertal/ Dortmund 2017, S. 6-8

Wilfried Härle, Wahrheitsgewissheit als Bedingung von Toleranz, in: C. Schwöbel, D. v. Tippelskirch (Hg.), Die religiösen Wurzeln der Toleranz, Freiburg u. a. 2002, S. 77-97

Roland Herpich/ Andreas Goetze (Hrsg.), Toleranz statt Wahrheit? Herausforderung interreligiöser Dialog, Berlin 2013; 2014 (Berliner Reihe für Ökumene, Mission und Dialog, Band 1), S. 52-108

Hans-Jochen Margull, Zu einem christlichen Verständnis des Dialogs zwischen Menschen verschiedener religiöser Traditionen, in: ders., Zeugnis und Dialog. Ausgewählte Schriften mit Einführungen von T. Ahrens, L. Engel, E. Kamphausen, I. Lembke, W. Ustorf, W. Weiße und J. Wieske, Ammersbek bei Hamburg 1992, S. 309-329

Carl Heinz Ratschow, Die Religionen. Handbuch Systematische Theologie (HAST) Bd. 16, Gütersloh 1979